Beiträge zur Pfälzischen Volkskunde.
(Veröffentlichung der volkskundlichen Abteilung
des Pfälzerwald-Vereins.)

# Die Volkstracht in der Pfalz

von Fritz Heeger.



Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei Hermann Kayser
Kaiserslautern, 1920.

## Quellenverzeichnis der Abbildungen.

Abb. 1, 3, 4 wurden nach Angaben des Verfassers von H. Bohlig-Würzburg gezeichnet.

Abb. 2, aus „Pfälzisches Museum“ XXX (1913) S. 68. Darstellungen auf einer von dem Niederländer Nikolaus Johann Piscator gezeichneten Karte „Palatinatus Rheni Nova et Accurata Descriptio“, die wohl zuerst um 1630 und als Nachdruck 1652 erschien.

Abb. 5, aus „Pfälzer-Wald“ XV (1914) S. 84. „Holzäpfeltanz“, Kupferätzung von C. Weichel nach einer Zeichnung von H. Vollmar (um 1820) im Besitze des Mannheimer Altertums-Vereins.



Abb. 1.
Pfälzische Feiertagstracht um 1800.

Beiträge zur Pfälzischen Volkskunde.
(Veröffentlichung der volkskundlichen Abteilung
des Pfälzerwald-Vereins.)

# Die Volkstracht in der Pfalz

## zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

## Die Spinnstube.

Von Fritz Heeger.

Mit 5 Abbildungen.




Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei Hermann Kayser
Kaiserslautern, 1920.

## Inhaltsangabe:

# Zur Einführung.

Schon Schandein (Bav. IV. S. 265) bezeichnet es als ein Wagnis aus den verzettelten Kostümresten, die er noch in einigen Teilen der Pfalz vorfand, eine einheitliche Volkstracht aufzustellen. Um wieviel schwieriger muß es 60 Jahre später sein, wo die Hauptquelle, die lebendige Anschauung, vollkommen versiegt ist, wo sich selbst die ältesten Leute nicht mehr erinnern können diese Tracht getragen zu haben und es an älteren zuverlässigen Abbildungen fehlt. Und dennoch glaube ich, daß der Versuch gemacht werden muß, die Tracht unserer Vorväter zusammenzustellen.

Da wird mir mancher einwenden: „Ich kenne unsere Volkstracht ganz genau. Ich war auf dem Trachtenfest in X. und habe die Spinnstube in Y. gesehen. Da wurden ganz echte Trachtenstücke gezeigt." Aber der Eingeweihte weiß ja, daß bei solchen Darbietungen eben keine echten Trachtenstücke benutzt werden, daß sie vielmehr aus allen möglichen Quellen, oft aus Leihanstalten, die gar keine eigentlichen Pfälzer Trachten besitzen, zusammengeliehen, daß sie nach allen möglichen Mustern und ganz eigenmächtig zusammengenäht und -gestellt werden, so daß sie für den Forscher keine Quellen bilden können. Ich will damit Aufführungen, die nicht maskeradenhaft, sondern in wirklich ernster Form unserem Volke die Trachten, Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren zeigen, wie dies bei Veranstaltungen des Pfälzerwaldvereins, bei Spinnstuben oder auf dem Billigheimer Purzelmarkt geschah, (doch auch hier geschehen in der Anwendung der Tracht noch manche Fehler, denn keinesfalls sind unsere Vorfahren im Sonntagsstaat mit Holzschuhen spazieren gegangen, wie man es heute auf dem Purzelmarkt sieht)

in keiner Weise angreifen. Im Gegenteil, ich kann diese nur empfehlen und war selbst schon vielfach daran beteiligt. Doch sollen die Trachten, da echte sehr schwer, vielleicht überhaupt nicht zu beschaffen sein werden, möglichst einwandfrei und ohne eigene Fantasie hergestellt sein. Selbst hier gelingt geschäftstüchtigen Altkleiderhändlern manche „Schiebung". An „altpfälzer" Trachten sind württembergische Uniformknöpfe zu sehen. Und das „chike" Allerweltsdirndlkleid wird mehr als ein Mal als Pfälzer-Mädelgewand ausgegeben; oder es wird mit seidenen Halstüchern und Schürzen geprunkt, wo es in offensichtlichem Widerspruch zum Herkommen und zum praktischen Zweck steht. Dabei wird künftig das Büchlein manch guten Fingerzeig geben.

Doch was für wissenschaftliche Quellen stehen uns denn für die Erforschung jener Tracht zur Verfügung? In erster Linie die am Schlusse aufgeführte volkskundliche Literatur des vorigen Jahrhunderts. Ich habe darauf verzichtet bei den einzelnen Tatsachen der Trachtenbeschreibung jedesmal die Quelle anzugeben, aus der ich sie schöpfte, da ich fürchtete, daß die Studie dadurch viel zu überladen und unübersichtlich würde. Im Großen und Ganzen beschreibt Schandein mehr die allgemeine Volkstracht. Becker (auch seine „Nonnensusel" und seine „Wasgaubilder" enthalten bemerkenswerte Andeutungen hinsichtlich der Volkstracht) geht mehr auf die lokalen Unterschiede ein, während Riehl sich kulturhistorisch und in größeren Zusammenhängen mit den Kostümresten beschäftigt, die er bei seiner Wanderung durch die Pfalz noch vorfand. Hottenroth und Spieß habe ich hauptsächlich für allgemeine trachtengeschichtliche Bemerkungen benutzt, die ich, ebenso wie Bemerkungen über die Verbreitung der Tracht über die Grenzen der heutigen Pfalz, einfügen zu müssen glaubte um den Zusammenhang mit der Vergangenheit und den übrigen Volkstrachten einigermaßen herzustellen. Auch verdanke ich ihnen manch guten Wink in methodischer Hinsicht.

An zweiter Stelle schöpfte ich mit Vorsicht aus spärlichen Mitteilungen mündlicher Art, die ja bei der langen trachtenlosen Zeit äußerst unsicher sind. Doch möchte ich an dieser Stelle nicht versäumen, Herrn Heinrich Kohl-Neustadt herz-

lich zu danken dafür, daß er mir seine Bücherei und Sammlungen bereitwilligst zur Verfügung stellte und bei der Durchsicht der Druckbogen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen auf diesem Gebiet manches ergänzte und richtigstellte; ferner dafür, daß der Pfälzerwaldverein das Büchlein unter seine Fittiche nahm.

Aus all dem geht hervor, daß diese Studie auf Vollkommenheit keinen Anspruch machen will und kann. Für Berichtigungen und Mitteilungen aller Art, besonders örtlicher Trachtenmerkmale, sowie für Übersendung von guten Abbildungen und genauen Beschreibungen vorgefundener Trachtenstücke wäre ich vielmehr äußerst dankbar. —

Den vorausgeschickten mehr allgemeinen und einleitenden Kapiteln ließ ich die eigentliche Beschreibung der einzelnen Trachtenstücke, die ich in den großen historischen Zusammenhang einfügte, folgen. Damit aber der Leser den Überblick über der Fülle von Einzelheiten nicht verliert und einen lebendigeren Gesamteindruck erhält, habe ich noch einmal die wichtigsten Trachtentypen herausgearbeitet und dann das allmähliche Schwinden der Volkstracht verfolgt.

Daß ich im Anhang das Leben und Treiben in den Spinnstuben schildere, bedarf eigentlich einer Entschuldigung, da es mit der Tracht in keinem organischen Zusammenhang steht. Doch habe ich es mir erlaubt, da hauptsächlich bei Aufführungen von Spinnstuben die alte Tracht heutzutage uns zu Gesicht kommt und so zwischen beiden eine gewisse Ideenverbindung besteht.

So möge denn das Büchlein hinausgehen, ein kleiner Stein am großen Bau unserer pfälzischen Volkskunde.

Treuen Pfälzergruß der fernen Heimat!

Würzburg, an Sylvester 1919.

Fritz Heeger.



# Gab es in der Pfalz eine Volkstracht?

Hottenroth behauptet: „Die Pfälzer kamen niemals zu einer eigenen Volkstracht, höchstens den elsässischen und badischen Grenzen entlang bürgerten sich Ansätze dazu ein; diese waren aber in der Tat elsässisch und badisch, aber nicht pfälzisch.“ [1]) Es ist selbstverständlich, daß es kein Trachtengebiet gab, dessen Grenzen genau mit der heutigen Pfalz zusammenfielen. Sondern für die sich entwickelnde Tracht waren ältere und weitgehendere Grenzen maßgebend. So ist es kein Wunder, sondern natürlich, wenn die Tracht auch über den Rhein hinüberreichte, wenn sie auch im Wormsgau und in der Weißenburger Gegend getragen wurde. Seiner Behauptung, die Pfälzer hätten nie eine Volkstracht besessen, widerspricht Hottenroth an anderer Stelle (I. S. 87) selber. Da erzählt er, daß man auch in der gebirgigen Gegend der Pfalz, im sog. Westrich (also nicht an der Grenze!) noch Leute findet, die ein leidlich ganzes Kostüm nach altem Schnitt auf dem Leibe haben. Wo sollen denn diese Kostüme herkommen, wenn es nicht die Reste einer alten Volkstracht waren? Freilich verschwand aus der Pfalz aus nachstehend erörterten Gründen die Volkstracht früher als aus anderen Landstrichen, aber es gab doch einmal eine Tracht, die 1. eine einheitliche Kleidungsweise darstellte, aber gewisse örtliche Verschiedenheiten nicht ausschloß, 2. räumlich begrenzt war, wenn auch nicht durch die heutigen politischen Grenzen und 3. im Gegensatz zur Zeitmode stand. Und das ist es ja, was wir unter dem Wesen einer Volkstracht verstehen.

Ja man darf nach aufmerksamer geschichtlicher Beobachtung gerade das Gegenteil von Hottenroth behaupten. Man kann

[1]) Deutsche Volkstrachten I, S. 2.

mindestens mit gleicher Stichhaltigkeit sagen die Trachten, die allgemein an der Grenze als badisch und elsässisch angesprochen werden, sind eigentlich pfälzisch. Es sind die Überbleibsel der Gewandung der Kurpfälzer, der Leute aus dem Hochstift Speyer, aus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg usw., die durch den Pariser Frieden politisch auseinandergerissen wurden, in ihrer Kultur aber geschlossen blieben. Beweis dafür sind z. B. das Trachtenwerk von Laugel (s. S. 37), das auf seinen feinen farbigen Tafeln immer wieder seine „Elsässer" Trachten mit Pfälzer Beispielen erläutern muß, und das Prachtwerk Recits militaires d'Alsace Text von Commandant de Pardiellau, dessen ebenfalls farbige Bilder eine Fundgrube für die Kostümkunde sind, von denen aber etwa die Hälfte ihren Stoff aus der Pfalz holt.

Wie in der Pfalz verneint Hottenroth auch im Rheinland die Volkstracht[1]) trotzdem auch hier noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Bürger und Bauern eine übereinstimmende, der Pfälzer Tracht ähnliche Kleidung trugen.[2])

Wir haben es bei den alten Kostümen, die Hottenroth in der Pfalz beschreibt, nicht mit den Ansätzen, sondern mit den Resten einer Volkstracht zu tun, die, wie schon Schandein (S. 265) feststellte, um 1800 in der Pfalz getragen wurde,[3]) noch einige Jahrzehnte im 19. Jahrhundert fortbestand und dann allmählich völlig verschwand.

---

# Überblick über die Geschichte der Volkstracht zumal in der Pfalz.

Eine Volkstracht im eigentlichen, vorhin festgelegten Sinne hat es während des ganzen Mittelalters nicht gegeben. Die ganze Kultur trug damals unter dem Einflusse des gleich-

[1]) Deutsche Volkstrachten I. S. 2.

[2]) Wrede S. 52.

[3] Auch zeitgeschichtliche Berichte bezeugen die Volkstracht in der Pfalz (s. Anhang).

machenden Christentums sozusagen einen internationalen Stempel und auch die Tracht entwickelte sich in allen christlichen Ländern gleichmäßig. Von der alten germanischen Tracht, wie sie uns die Miniaturbilder von Klosterchroniken zeigen, die jahrhundertelang in Deutschland alle Volkskreise trugen, finden wir schon im 10. Jahrhundert kaum eine Spur mehr. Bald waren es byzantinische, bald französische, bald spanische Modeeinflüsse, die in den kommenden Jahrhunderten die Oberhand behielten. Doch gingen diese Schwankungen der Mode nicht so rasch vor sich wie später, so daß sie langsam in das ganze Volk von den Fürstenhöfen bis in die arbeitenden Kreise eindringen konnte. Dieser allmähliche Modenwechsel, mit dem auch das Bauernvolk Schritt zu halten vermochte, war die Ursache, warum wir im Mittelalter keine eigentliche Volkstracht finden.

Wenn auch einzelne Kreise (Hofleute, Kleriker, Ritter) sich in ihrer Standeskleidung nicht nach der herrschenden Zeitmode richteten, so unterschied sich die Kleidungsweise der einzelnen Volksstände doch nur in der Verwendung mehr oder minder kostbarer Stoffe. Der Schnitt war der gleiche. Wie weit die Mode damals in die bäuerlichen Kreise eindrang, geht aus der Landfriedensordnung Friedrichs I. vom Jahre 1153 und aus den satirischen Schilderungen Neidhardts von Reuental zu Beginn des 13. Jahrhunderts hervor, der von Bauern schreibt:

„Sie truogen Röcke
nach dem hovesite
osterriches tuoches."

„Enge Röcke tragen sie und enge Mantelkragen,
Rote Hüte, schwarze Hosen, Schnallen an den Schuhn."

„Und gar wert
Dünkt er sich, weils neue Wams ihn zieret;
's ist aus kleinen vierundzwanzig Stücken."

Wo der Bauer sich so „nach dem hovesite" kleidete, konnte natürlich von einer Volkstracht keine Rede sein.

Auch in der Bürgerschaft herrschte ähnlicher Kleiderprunk, wie aus einem Statut des Rates zu Speyer „über Hochvertige Kleider und Gezierden" vom Jahre 1356 hervorgeht:

„Den Frauen erstlich wird gesetzet und geboten zu tragen . . . kein Schappel oder deheynen Schleyger, genannt Krüseler . . . es soll auch Frau und Jungfrau deheinen Mannesmantel tragen, noch zersnitzelten Kugelhut, ouch kein Golt, Silber, Edelgesteine oder Berlin an iren Menteln, Röcken oder Kugelhüten . . . oder ir Lip oder ir Brüste mit Engenisse intwingen oder binden . . . keinen Rock oder Mantel bremen oder dragen gebremet mit Belzwerke, Buntwerke, mit Siden oder Zendel breiter denne zweier Twerchfinger breit. . . . über Männer: Daz der deheinre dragen soll deheine Veder, Röre oder Gesmelze uf den Hüten, noch der niht Ritter ist dragen Golt, Silber oder Berlin an Kugelhüten, Menteln oder an Gürteln . . . deheinen kürzern Rock danne der für die Knye abeget. . . . keinen spitzen Snabel vornen an Schuhen und Lederhosen . . . es soll ouch dehein Man, der niht ist Rittere, keinen Schuch dragen zerhouwen mit Löubern, oder mit wehen klüglichen Snytden, die durch Hochvart und niht durch Gesuntheit gemacht sint. . . .“ [1])

Solche Bestimmungen finden wir auch im übrigen Deutschland. Sogar auf dem deutschen Reichstag zu Lindau i. J. 1497 wurde ein Entschluß gegen die Kleiderpracht der Bauern, die jede Modetorheit der höheren Stände mitmachten, gefaßt. Es wurde verordnet, daß kein gemeiner Bauer, sowie kein Arbeitsmann in den Städten oder auf dem Lande Tuch zu seinen Kleidern verwenden solle, das die Elle mehr als einen halben Gulden koste und daß er weder Samt, Seide, Gold und Perlen noch aus bunten Stücken zusammengefügte Kleider tragen oder seiner Frau und seinen Kindern zu tragen gestatten solle.[2])

Nicht unerwähnt sollen die fremdländischen Kostümstücke bleiben, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorübergehend auf pfälzischem Boden sich breitmachten. Flamen, die um ihres reformierten Glaubens willen aus ihrer Heimat verbannt auf zwei Schiffen den Rhein heraufkamen und sich am dritten Juni 1562 in Frankenthal, für dessen weitere Entwicklung sie sich ein großes Verdienst erwarben, auf Anerbieten

[1]) Archiv der Stadt Speyer Kodex Nr. 6.

[2]) Gerdes S. 49.

des Kurfürsten Friedrich III. niederließen, brachten sie mit.[1]) Ihre Tracht war der Zeit entsprechend spanisch. Nur die Frauen trugen eigenartige Kostümstücke, nämlich einen Hut aus schwarzem Stroh in Trichterform geflochten, der wie Hottenroth meint (I. S. 86) ein „Chinesisches Aussehen" hatte und




Abb. 2. Pfälzer Bauerntracht um 1630.

aus den ostasiatischen Kolonien in die holländische Tracht gekommen war (?), und die Hoike, ein großer, schwarzer, vielgefältelter Umhang, der in den Niederlanden heimisch war.

[1]) Pfälz. Memorabile XIV (1886) S. 5, Die beiden Frankenthaler Fremdengemeinen.

Doch verschwanden die Kleidungsstücke schon nach kurzer Frist wieder. Dieselbe Erscheinung finden wir in Köln und anderen rheinischen Städten, die den flüchtigen Flamen im 17. Jahrhundert als Zuflucht dienten.[1])

Erst nach dem Ende des Mittelalters, als das Reich sich in fast unzählige Länder und Herrschaften auflöste, fing man an sich, wie in vielem anderem, auch in der Kleidung abzusondern. In dieser Zeit begannen die Trachten des flachen Landes, die dem Modewechsel, der ein rascheres Tempo einschlug, nicht mehr zu folgen vermochten, sich von der Zeitmode loszulösen; sie wurde vom bäuerlichen Geschmack zu dem umgebildet, was wir unter Volkstracht verstehen.

Doch gibt es nur wenige spätere Volkstrachten, die in diese Zeit zurückreichen; die pfälzische Tracht ist nicht darunter. Im 17. Jahrhundert trug der Pfälzer Bauer (siehe Abb. 2) ein farbiges Wollhemd, das einen Bruſtschlitz hatte, dazu Pumphosen, die eigentlichen Bauernhosen des 17. Jahrhunderts. Der Bauernrock zeigte damals einen glatten Leib mit langgestrecktem Schoß und bewegte sich in der Richtung der heutigen Röcke. Die Zipfelmütze gehörte zur stehenden Tracht vom Rhein bis nach Lothringen. Die Pfälzer Bäuerinnen bedeckten sich mit einer einfachen runden, pelzverbrämten Calotte, wie sie die ganze alemannische Bevölkerung trug. Das aus dem Koller entstandene Brüstling verhüllte den oberen Teil des nestelverschnürten Mieders. Der gefältelte Rock und Schurz vervollständigten die Tracht. In den Städten (Speyer, Worms, Lautern) war die Kleidungsweise dieselbe wie in den übrigen Reichsstädten. Und wenn wir die Bürgertracht mit der der Bauern vergleichen, so sehen wir, daß es im großen und ganzen dieselbe ist, nur etwas verfeinert.

Die Pfalz wurde besonders von den Gärungen des 18. Jahrhunderts bewegt; und so stammt denn die pfälzische Volkstracht, die wir in ihren Grundzügen auch im Elsaß, im Schwäbischen, ja bis in den Taunus, ins Rheinland und nach Franken finden, hauptsächlich aus dieser Zeit. Dies bezeugen der lange Rock, die engen Kniehosen, die Schnallenhuhe, und der Dreispitz,

[1]) Wrede S. 51.

Kostümstücke, die der Mode in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entnommen sind, aber allmählich der ländlichen Lebensweise angepaßt, derber und einfacher wurden und ihre Vorbilder lange überlebten. Daß die Kostüme der höheren Stände im 18. Jahrhundert wirklich auch in die ländlichen Kreise der Pfalz eindrangen, beweist eine Nassau-Weilburgische Polizeiordnung v. J. 1768 „Zur Abstellung der eingerissenen Verschwendung in der Kleidungsweise" usw. Und der Bauernaufruhr, der daraufhin in der Kirchheimbolander Gegend aufflackerte, zeigt deutlich, wie fest das Volk an dieser Modetracht hing. Allerdings werden wir auch auf Trachtenstücke stoßen, die in eine frühere Zeit, ja bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen; und andererseits werden wir sehen, daß die Zeitmode an der Tracht nicht spurlos vorüberging, wie ja die Sansculotten die langen Hosen mit in die Pfalz brachten.

---

# Beschreibung der einzelnen Trachtenstücke.

## Die männliche Volkstracht.

Seit der zweiten Hälfte des 16. bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts pflegte sich der Bauer eines wollenen Hemdes zu bedienen, das aber mehr einem Rocke als einem Hemde im heutigen Sinne glich (Abb. 2). Man trug es in lichten Farben, meist in Rot. Dadurch, daß man die Schöße wegließ, entwickelte sich später aus dem Leib dieses Hemdes der Brustfleck. Doch war auch das Leinenhemd in der Bauerntracht des Mittelalters nicht unbekannt. Es war mitten auf der Brust durch einen langen Schlitz geteilt und am Halse mit einer schmalen Leiste gefaßt, an der es zusammengebunden wurde, oder mit einem Kragen versehen. Von Leiste und Kragen gingen die äußerst mannigfachen Veränderungen aus, die das Hemd bis zum heutigen Tage durchmachte.

In der Pfalz waren blütenweiße Leinenhemde im Gebrauch, die einen hohen, nicht gestärkten Kragen hatten, der mit einem Bändel zusammengeknöpft wurde. Durchgängig herrschte im Pfälzer Volk die Liebe für saubere, haltbare und zahlreiche Leibwäsche und hausgemachtes Getüch. Es war

durchaus nichts seltenes, daß ein wohlhabender Bauer 60 bis 100 Hemden besaß. Ja man bemaß geradezu den Wohlstand nach der Größe und dem Inhalt der Leinenschränke. Besonders um die Erntezeit, wo alles hemdärmelig ging, zog man die beste Leibwäsche an.

Die Halsbinde kam bei den Soldaten auf, die ein Tuch zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung um den Hals trugen. Schließlich wurde sie in die allgemeine Mode übernommen, wurde schmäler und auch im Sommer getragen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts fing man an sie kunstvoll zu schlingen. An der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts drang sie auch in die Bauerntracht ein. Doch verzichtete der Bauer darauf, besonders kunstreiche Knoten und Schlüpfe zu binden.

So finden wir, daß auch in der Pfalz um den Hemdkragen ein schlichtes, schwarzseidenes Halstuch oder ein schmaler Bändel lose ohne Schlupf gewunden wurde, dessen Enden frei herunterhingen.

Die Weste kam erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts auf und zwar als Arbeits- und Hauskleid, während als ihr Vorläufer der oben erwähnte Brustfleck anzusehen ist. Sie war ganz wie ein Rock geschnitten, nur mußte sie enger und kürzer als dieser sein, weil man sie beim Ausgehen unter dem Rock zu tragen pflegte.

Diese Art der Weste erhielt sich im Kamisol, dem Leibkleid des Pfälzers, wie Schandein schreibt. Es war aus dunkelblauem Tuche, hatte einen stehenden Kragen, enge Ärmel und auf beiden Seiten eine Reihe übersponnener Knöpfe. Es reichte bis über die Oberschenkel herab. Vorzüglich diente es als Sonntagshausgewand und war sehr im Gebrauche. Die eigentliche Weste wurde darunter getragen, während der lange Festrock darüber gezogen wurde (siehe Abb. 1).

Um 1780 wandelte sich die Ärmelweste nach dem Muster des aus Frankreich übernommenen Gilet um. Sie wurde, wie dieses ärmellos, und erhielt ein Rückenstück aus geringem Futterstoff. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schon verschwanden die Ärmelwesten aus der allgemeinen Mode, während sie sich in einzelnen Volkstrachten, wie wir oben sahen, noch lange hielten und neben den Westen bestanden.

So war auch in der Pfalz neben dem Kamisol die Weste („Brustlappe“, „Brusttuch“, „Brustfleck“, „Schile“) üblich. Sie war lang und frackähnlich zugeschnitten, hatte einen kurzen stehenden Kragen, vorn auf beiden Seiten Batten

und eine Reihe übersponnener oder metallener Knöpfe. War sie mit zwei Reihen Knöpfen versehen, so ließ man die oberen Klappen auseinander stehen, so daß sich das Hemd zeigte. Warum dies geschah, ist nur dann verständlich, wenn man einen Blick zurückwirft in die Zeit um 1700, wo die Modeherren gezwungen waren, die obersten Knöpfe ihrer Weste offen zu lassen um ihre kostbaren Spitzenjabots zu zeigen. Dasselbe berichtet Spieß (S. 15) von den Schwälmer Bauernburschen. So getreulich ahmt oft die Volkstracht Kleinigkeiten der früheren Moden nach, auch wenn sie nicht mehr am Platze sind. Ursprünglich waren die Westen von tiefblauer oder besonders in der Südpfalz von scharlachroter Farbe. Später wurden sie buntfarbig und in Seide getragen und wurden zu den Prunkstücken der jungen Leute. Doch blieb im Süden an der Elsässer und Lothringer Grenze besonders bei den Schwedenbauern und in den Gebirgstälern bei Lembach das Brusttuch vorherrschend rot.

An der Schwelle des 16. Jahrhunderts legten die Bauern über das Hemd rockförmige Gewandstücke an, die entweder ringsum geschlossen oder vorn geöffnet waren. Unter dem Namen Bauernschaube fanden sie große Verbreitung. Diese war entweder glatt herabfallend oder in Taille geschnitten, bestand aber immer mit dem Schoß aus einem Stück. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts begegnen wir auch Röcken mit angesetztem Schoße, die bis ins 17. Jahrhundert namentlich von Fuhrleuten getragen wurden. Diese einfachen Röcke machten im Laufe der Zeit bis ins 18. Jahrhundert ganz bedeutende Veränderungen besonders unter französischem Einfluß zu des „Sonnenkönigs" Zeiten durch, die sich in den verschiedenen Volkstrachten heute noch nachweisen lassen.

Auch in der Pfälzer Volkstracht taucht besonders bei festlichen Anlässen und beim Kirchgang der langschößische Rock (s. Abb. 1) auf, wie ihn die Zeitmode des 18. Jahrhunderts geboren hatte. Im Westrich wurde er „Molzer der Gottwalts", in der Südostpfalz „Mutzen" genannt. Er war aus Wolltuch von dunkler, meist tiefblauer Farbe, hatte einen kurzen stehenden, später umgelegten Kragen, weite Ärmel mit handbreiten Aufschlägen und reichte bis weit unter die Kniee, manchmal bis zu den Fersen herab. Die Vorderteile bildeten mit dem Kragen eine Linie und waren ebenso wie die Hinter-

teile aus einem Stück. Die vorderen Rockschöße waren eng und längs des Randes herunter mit einer Reihe von schüssel-förmigen oder flachen weißen Stahlknöpfen besetzt; gewöhnlich war es ein Dutzend von der Größe eines Talers. Die Knopf-löcher waren blind und mit hellblauer Seide umstochen. Der Rock wurde in der Mitte mit einem kleineren Knopf oder einer Hafte geschlossen. Auch die Ärmelaufschläge wiesen 3 größere übereinandergenähte Knöpfe auf. Die Taille war sehr breit geschnitten und hatte 2 Knöpfe. Der Rand der Hinterschöße war auf jeder Seite mit 3 Knöpfen besetzt. Viele große und glänzende Knöpfe waren namentlich im Westrich und im süd-lichen Grenzgebiet beliebt, während sie im östlichen Flachland durchgängig von dunkler Farbe und weniger zahlreich waren. Auch Werktags wurde der lange Rock, nur ins Wergene und Leinene übersetzt, getragen. An Stelle der Metallknöpfe traten solche von Bein. Am Rande war er schwarz eingefaßt („ein-gebännelt"). Im Klingtal und bei Bergzabern trug man den „Zwillichmutzen", einen langen leinenen Rock von grauer Farbe. In der Nordpfalz wurde er „Schek" genannt.

Das Wams erscheint zum ersten Male im 16. Jahrhundert, doch hat das Wams in seiner heutigen Form mit diesem alten Kleidungs-stück nichts zu tun. Es ist kostümgeschichtlich nichts als ein Rock ohne Schöße. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts kam es als taillenlose, bis an die Hüfte verkürzte Bauernschaube auf. Im Laufe der Zeit hat es unter dem Einflusse der Mode ebensoviele Veränderungen durchgemacht wie der Rock.

In der Pfalz wurde es ursprünglich Werktags, schon bald aber von Burschen und ledigen Leuten auch Sonntags getragen. Es war aus dunkelblauem Tuch, reichte bis zur Hüfte und hatte auf der Außenseite hüben und drüben eine Tasche, einen niedrigen Stehkragen und zwei Reihen Knöpfe (s. Abb. 4). An der Elsässer Grenze, wo es allgemein ge-tragen wurde, waren es zahlreiche kleine runde Stahlknöpfe („Kosseln"). In der Gegend von Bergzabern und Kandel wurden sie breiter („Plattersch"). Sonst waren die Knöpfe mit Tuch übersponnen. Für Werktags wurde das Wams je nach der Jahreszeit aus blauem Wolltuch, aus Leinen oder wergenem Tuch, das tiefgebläut oder naturfarben war, her-

gestellt und in letzterem Falle mit beinernen Knöpfen versehen. Später wurde es auch „in Kümmel und Salz“, d. h. in blauem Leinen mit braunem Baumwolleinschlag gefertigt.

Im Mittelalter bestanden die Hosen aus zwei langen Strümpfen, die man einzeln anzog und am Leibe mit Gürteln oder Nesteln befestigte. Darüber zog man ein Paar ganz kurze Hosen („Bruchen“), die schon den Franken und Normanen bekannt waren. Ende des 15. Jahrhunderts verband man die Strümpfe durch Zwickel, die man vorn und hinten zwischen sie nähte. Die Bauern trugen die Hosen oben breiter geschnitten, da sie enganliegend zu unbequem waren, bis ins 16. Jahrhundert. Diese Hosenstrümpfe bedeckten auch die Unterschenkel. Doch bald schon ließ man die unteren Teile weg und zog eigene Strümpfe aus Leder oder derbem Stoff an. Die Pluderhosen, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts aufkamen und Säcken vergleichbar waren, die man mit Schlitzen und farbigen Puffern verzierte, fanden in die Bauerntracht keinen Eingang. Gegen Ende des Jahrhunderts brachte die spanische Mode Oberhosen und Kniehosen, die oben weit und stark gepolstert waren. Doch fanden nur die Kniehosen bei den niederen Ständen Aufnahme; die übermäßige Wattierung ließ man aus Gründen der Bequemlichkeit weg. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden die Pumphosen zu den eigentlichen Bauernhosen (Abb. 2). An der Rhein- und Elbemündung haben sie sich bei Schiffsleuten bis in die jüngste Zeit erhalten, während sie im südlichen Deutschland bald wieder verschwanden oder niemals Eingang fanden, wie im Bayerischen Hochland. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurden sie verdrängt durch die sich eng an die Beine schmiegenden Kniehosen, die man aus schwarzem Tuch oder Sammet anfertigte. Unter der ländlichen Bevölkerung wurden die gelben Hirschlederhosen sehr beliebt.

Diese Kniehosen mit sehr breiter Latze treffen wir auch in der pfälzischen Tracht. Südlich von Landau wurden Hosen aus weißem, weiter dem Elsaß zu aus gelblichem Hirschleder mit einer Naht bevorzugt. Sonst wurden sie aus schwarzem Tuch oder Manchester (Blieswinkel) mit 2 Nähten hergestellt. Sie wurden nicht mit Trägern, sondern mit einem ledernen Gürtel („Knieriemen“) befestigt, der bisweilen verziert und mit einem silbernen Schnällchen versehen war. Unter den Knien wurden sie mit den Strümpfen zu einem Wulste aufgewickelt, weshalb man von „Wickelhosen“ sprach.

Zur Zeit der französischen Revolution brachten die Sansculotten (sans culotte = ohne Kniehose), die das linke Rheinufer überschwemmten, die langen Hosen (pantalons) mit in die

Pfalz. Sie drangen hier, wie auch im Elsaß, in die Volkstracht ein, während sie sonst nirgends im ganzen übrigen Deutschland Eingang darin fanden. In der Pfalz (hauptsächlich im Südosten) wurden sie von dunklem, meist grauem oder blauem Tuche hergestellt und an der Außennaht mit einer dichten Reihe silberner Stahlknöpfe besetzt, deren Zahl und Größe je nach der Ortschaft wechselte. Gegen das Elsaß zu waren die Hosen mit vielen kleinen runden Stahlknöpfen versehen („Kosseln") besetzt. Weiter hinab im Lande gegen Bergzabern und Kandel zu wurden sie breiter und hießen „Plattersch" wie auch am Wams.

Die Strümpfe kamen, wie oben schon erwähnt, mit den kurzen Hosen auf, bei denen sie ja unerläßlich sind. Bevor die Kunst des Strickens bekannt war, schnitt man sie aus Leder oder Tuch. Später wurden sie aus Wolle und mit dem Aufschwung der Baumwollindustrie seit Erfindung der Spinnmaschinen am Ende des 18. Jahrhunderts auch aus Baumwolle hergestellt.

In der Pfalz wurden zu den Kniehosen weiße oder graue, mitunter gerippte und mit Zwickeln verzierte Strümpfe getragen, die je nach der Jahreszeit wollen oder baumwollen waren.

Schuhe sind seit alters die eigentliche Fußbekleidung der Bauern. Die älteste Form war der „Bundschuh", der aus einer ledernen Sohle und einem aus Tuch gefertigten Oberstück bestand und bis ins 16. Jahrhundert getragen wurde. Sein Name ist dadurch allgemein bekannt, daß ihn die aufständigen Bauern damals in ihren Fahnen führten. Später schloß man den Schuh über dem Rist mit Schnallen, Riemen und Lederschnüren. Im 15. Jahrhundert trug der Bauer feiertags wie der vornehme Mann seine Schnabelschuhe, im 16. Jahrhundert „Kuhmäuler". Um 1600 erhielt der Schuh eine andere Form, die sich teilweise noch in Volkstrachten erhalten hat, indem man ihn aus einem Vorder- und Fersenblatt zusammensetzte und einen richtigen Absatz hinzufügte, der bislang gefehlt hatte.

Der Schuh der Pfälzer Volkstracht entsprach der Mode in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es war ein derber Schuh, der nicht über die Knöchel reichte, mit einer breiten Riemzunge und einer großen viereckigen Schnalle aus Messing oder Silber. Auch der alte Holzschuh wurde bei der Arbeit getragen, der sich unentwegt bis in die heutige Zeit forterhält.

Seine Langlebigkeit verdankt er wohl seiner Billigkeit und dem Umstande, daß ihm das Wasser nichts anhaben kann.

Vom Bauernhute sind im 13. Jahrhundert die ersten Muster überliefert. Sie haben einen flachen oder rundlichen Kopfteil und waren anscheinend aus Stroh oder Binsen geflochten. Die Chronik schreibt von einem spitzen Bauernhut, den Rudolf von Habsburg trug.[1]) Er muß denen ähnlich gewesen sein, wie sie heute noch die weibliche Bevölkerung der bayerischen Alpen trägt. Im 16. Jahrhundert waren Schlapphüte die eigentlichen Kopfbedeckungen der Bauern. Im 30jährigen Kriege wurden sie auch von den Soldaten getragen und nahmen ganz verwegene Formen an. Der Rand wurde immer breiter und mußte schließlich durch Schnüre in der Wagrechten gehalten werden. Dadurch daß man die Schnüre auf einer Seite, auf 2 und schließlich auf 3 Seiten in die Höhe zog, bildete sich der Dreispitz heraus, der in der Mitte des 18 Jahrhunderts allgemein verbreitet war, später aber aus der allgemeinen Mode verschwand

Die Hüte („Schawesdeckel"), die wir in der Pfalz finden, waren aus grobem, schwarzem Filz und zumeist stark abgegriffen, da sie Erb- und Erinnerungsstücke für Generationen waren. Die älteste Hutform war der Rundhut, ein großer, schwarzer Schlapphut mit unaufgeschlagenem Rande und rundem Kopf. Er galt damals schon als altfränkisch und man nannte ihn spöttisch „Stoffel-Rundhut" und „Schlappes". Hauptsächlich fand er sich bei Westricher Holzbauern und Köhlern in abgelegenen Gebirgstälern. Da er gegen Unwetter gut schützte, wurde er auch von Fuhrleuten noch gerne getragen. Schlägt man den einen Rand in die Höhe, so hat man den „Nebelsegler", der von mächtiger Größe in der Kuseler Gegend beliebt war. Zweimal hochgeschlagen ist der „Zweimaster", „Zweispitz" oder „Nebelspalter". Als „Nagelbohrer" finden wir ihn im nördlichen Elsaß wieder, als „Seeweck" (vielleicht als humoristischer Ausdruck: „Sieh weg!" aufzufassen) bei den Überrheinern und im Nassauischen. Die verbreitetste Hutform aber war, wie schon die vielen Namen andeuten, der „Dreispitz" auch „Dreizopf", „Dreimaster", „Wasserstein", „Wetterverteiler" oder „Auge Gottes" genannt. Die Ränder wurden durch Nestel oder Schnüre („Schniljen" = chenille) oder durch ein schwarzes Samtband in der Höhe gehalten. Die Jugend

[1]) Hottenroth I. S. 30.

zog farbige Schnüre vor. Reiche Bauern schmückten ihn mit einer hängenden Kunkelschnüre und einer Quaste. Er war der eigentliche Feiertagshut. Bei Trauergängen wurde die Spitze, bei Hochzeiten und Kindstaufen die Breite nach vorn gekehrt, wenigstens in der Südostpfalz. Gingen die Bauern über Land, so bargen sie in dem Raum zwischen Krempe und Kopf wichtige Papiere, die sie mitnehmen mußten.

Der Dreimaster ist in der Volkstracht weit verbreitet. Wir finden ihn im Elsaß, in Baden und Württemberg bis hinüber ins bayerische Schwaben, wo er dem hohen Spitzhut Platz macht, im Spessart und in Franken, wo allmählich der runde Schäferhut an seine Stelle tritt, im Taunus, im Göttingerland, im Rheinland und schließlich im Braunschweigischen.

Die ältesten Mützen, die wir kennen, wurden in einem vorrömischen Steinsarg bei Bamdrup auf Jütland gefunden. Ähnliche Formen zeigt uns die Antoniussäule auf den Köpfen der Donauvölker. Die einen waren unserer Zipfelmütze, die anderen mehr einem Fes ähnlich. Auch in den frühesten klösterlichen Buchmalereien ist Zipfelmütze und Rundkappe die gewöhnlichste Kopfbedeckung. Das Barett des 16. Jahrhunderts wurde, wenn auch bei den Handwerkern, bei den Bauern niemals heimisch. Die Bauernmütze der damaligen Zeit nahm eine Mittelstellung zwischen Hut und Barett ein und behauptete ihren Platz als bevorzugte Kopfbedeckung der Bauern bis ins 18. Jahrhundert, trotz aller Veränderungen der sonstigen Mode. Dann entwickelten sich aus ihr die mannigfaltigsten Mützenformen.

Die Zipfelmütze wurde in der Pfalz seiden und baumwollen, schwarz und weiß, zu Haus und im Felde getragen. Ältere Männer zogen sie gleichsam als Kopfschützer unter den Hut. Heimisch war sie als bevorzugte Kopfbedeckung am Glan, im Bliestal und an der Lothringer Grenze bis in die Pirmasenser Gegend.

Pelzmützen (Abb. 4) wurden im Sommer und Winter von den jungen Burschen getragen und waren der Stolz der Besitzer. Zu ihrer Blütezeit waren sie aus grünem Samt und rundum mit einem breiten Streifen Marderpelz verbrämt, genau wie wir sie um 1800 in der Straßburger Gegend und auf der badischen Rheinseite um Offenburg finden. Aus dem Stirnreif stiegen 3 Goldstreifen auf und vereinigten sich zu einer

goldenen Trottel auf der Höhe der Mütze. Als „Seelöwenkappen“ finden wir solche Mützen in den Gaudörfern um Landau, auf der Höhe bis ins Klingtal, in den Gebirgstälern bei Lembach und in der Haßlocher Gegend. Auf kleidsame Fuchspelzmützen treffen wir bei den Schwedenbauern und über die ganze Landhöhe bis nach Bischweiler und Seebach, sowie am Glan.

Hohe graue Wollmützen wurden, besonders werktags, bei Bergzabern und Kandel bis herauf zur Queich getragen.

In der Haar- und Barttracht richtete sich der Bauer im allgemeinen nach der Zeitmode. Der Pfälzer Bauer trug vorn auf der Stirn das Haar kurz geschnitten. Hinten hing es in die „Halsangel“ oder „Halskaut“ als „Strohdach“ herab. Das Gesicht war glattrasiert, höchstens mit einem Backenbart geziert. Der alte Pfälzer dachte, wie Schandein schreibt:

„E Schnauzer un e Gesebart,
Das steht ja miserawel.“

---

## Die weibliche Volkstracht.

Ursprünglich waren die weiblichen Gewandstücke nicht in Rock und Leibchen getrennt, sondern in einem Stück geschnitten und wurden um die Taille mit einem Gürtel zusammengehalten. Erst im 16. Jahrhundert begann man allgemein den Rock in der Taille zu trennen und in zwei selbständige Kleidungsstücke zu zerlegen, in Leibchen und Rock. Das Leibchen, wie es die Bauern trugen, bedeckte im Gegensatz zu dem der großen Mode, das tief ausgeschnitten war, die ganze Brust und ward vorn mit Haken oder Nestelschnüren geschlossen. Dazu wurde in bürgerlichen Kreisen das Koller getragen, ein mit Borten und Pelzstreifen verzierter Schulterkragen aus starkem Tuch von mancherlei Form, der allmählich, besonders am Rhein, in die Tracht des Volkes eindrang, bis tief ins 17. Jahrhundert getragen wurde und sich schließlich in ein kurzes Leibchen („Brüstling“) umgestaltete, das man über dem Mieder trug. Mancherlei Wandlungen machte das Leibchen durch. Wir finden es ohne Ärmel, mit tiefem Halsausschnitt und weit auseinanderklaffend als Mieder, eng und hochgeschlossen mit Ärmeln als Jacke und in manch anderen, hier weniger wichtigeren Formen. Jacke und Mieder finden wir nachher bei der Besprechung der Pfälzer

Volkstracht wieder. Seit dem 17. Jahrhundert fing man an, Leibchen und Mieder mit Schößen zu besetzen.

Mit Leibchen bezeichnete man in der Pfalz einen Schnürleib aus weißem oder farbig gestreiftem Tuch oder Leinen (das Urbild des heutigen Korsetts, dem wir schon in der spanischen Mode des 16. Jahrhunderts begegnen). Bei den Frauen lief darin unten ein Wulst[1] („Leibelwurst") um die Hüften herum, der die Röcke festhalten sollte.

Über das Leibchen wurde ein kurztailliges „Mützchen", „Jöppchen" oder „Jäckel" gezogen. Am Hals war es wenig, doch so weit ausgeschnitten, daß das andersfarbige Leibchen und das Brusttuch (ein Unterhalstuch, das sich bis in die Zeitmode des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt, wo es die Blöße der Brust decken sollte), das oft mit Stickereien und Näharbeiten verziert war, noch zu sehen war. Die Ärmel waren eng, doch wich in verschiedenen Strichen ihr Schnitt ab, was sich jetzt nicht mehr genau verfolgen läßt. Im Grenzgebiet gegen das Elsaß zu waren sie garniert und reichten nur bis an die Ellenbogen, wobei die Unterarme bis zu den Fingern mit Stauchern aus schwarzem Samt bedeckt waren. Meist hatte das Mützchen einen kurzen Schoß am Hinterteil. Im Blieswinkel hatte es vorn und hinten 2 zugespitzte „Schneppen". Um den Hals war es mit Spitzen, Borten oder Schnüren eingefaßt, die je nach der Gegend bunter oder dunkler gehalten waren. Ebenso wurde es vorn mit farbigen oder schwarzen Bändeln verknüpft. Das Mützchen wurde aus dunklem Tuch und später auch aus großblumigem Kattun hergestellt. Doch wurde es Werktags nicht überall getragen. So gingen die Mädchen von Steinselz nur mit bunten Leibchen und bloßen Hemdärmeln einher. Im Queichgau wurden blaue Mieder mit Samtbesatz, am Glan und in der Kuseler Gegend bunte mit farbigen Nesteln verknüpft getragen.

Über das Mützchen oder Mieder breitete man des Sonntags ein weißes dreieckiges Halstuch aus Spitzen oder Gaze, aus Seide oder Wollzeug, das am Saum mit zierlichen Blumen

[1]) Auch in der Eifel und Hunsrück wurde dieser Hüftenwulst getragen. Wrede S. 55.

gestickt war. In der Kuseler Gegend zog man schwarze Halstücher vor. Meist wurden die Tücher kreuzweise auf der Brust zusammengelegt und mit einer Nadel befestigt. Im Queichgau bis gegen Germersheim zu (Abb. 4) knüpfte man sie lose auf dem Rücken und ließ die Zipfel lang herunterhängen.

Was den Rock anlangt, der als eigenes Gewandstück, wie oben bemerkt, im 16. Jahrhundert aufkam, so wurde er anfangs in bäuerlichen Kreisen glatt getragen, aber nicht viel später gehörte der den höheren Ständen nachgeahmte Faltenrock zum Feiertagsstaat der Bäuerin. Damals war er fußfrei und glockenförmig. Seine vielfachen Veränderungen im Laufe der Zeit zu verfolgen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Schilderung.

Der Unterrock war in der Pfalz meist aus dunkelfarbigem Stoff, bei Mädchen mit hellblauem, bei Frauen mit dunklem Bande verziert. Der fußfreie, weite, vielfaltige Rock war aus demselben Tuche hergestellt, wie das Mützchen. In den Gaudörfern um Landau aber wurden rote und farbig gestreifte, in der Steinselzer Gegend buntfarbige Röcke getragen. Unterrock und Rock wurde nicht mit Trägern, sondern durch die oben erwähnte „Leibelwurst" festgehalten.

Die Schürze finden wir schon im 16. Jahrhundert auch in bäuerlichen Kreisen allgemein getragen, als eine rockähnliche Doppelschürze, die in einen Rücken- und Brustteil verfiel. Doch schon gegen das Ende des Jahrhunderts war sie fast völlig verschwunden und an ihre Stelle trat die viereckige Schürze, die von der Taille bis nah an den Rocksaum herabfiel.

Im Gegensatz zum dunklen Oberkleid schillerten die breiten und langen Schürzen, die den Oberrock vorn bedeckten, in hellen Farben, sie waren aus geblümtem Kattun, Musseline, farbigem Taft oder gar aus schimmernder Seide.

Strümpfe tauchen in der deutschen Frauentracht schon im 13. Jahrhundert auf. Damals schnitt man sie aus Leinen oder Wollstoff und nähte die Stücke zusammen. Doch waren sie kurz und überragten die Schuhe nur wenig. Im 17. und 18. Jahrhundert noch finden wir solche Socken bei den arbeitenden Klassen, wenn auch schon Ende des 16. Jahrhunderts die langen, gestrickten Strümpfe aufkamen.

In der weiblichen Tracht der Pfalz finden wir, wie in der männlichen, weiße oder graue Strümpfe, die an den Knöcheln mit farbigen Zwickeln verziert waren.

Was für das männliche Schuhwerk gesagt wurde, gilt im großen und ganzen auch für die Schuhe der Weiber. Nur waren sie nicht so schwerfällig, sondern mehr spitz und weit bis an die Zehen ausgeschnitten. Entweder waren sie mit Schnallen versehen, wie im Bliestal, oder wurden die Seitenlaschen über die Spannlasche gebunden. In der Nordpfalz zuhaus waren Pantöffelchen mit sehr hohen Holzabsätzen, die lederüberzogen waren. Sie machten den Gang klappernd und trippelnd.

Von alters her war das Kopftuch die gewöhnliche Kopfhülle der Bäuerinnen. Darüber wurde ein Hut aus Stroh- oder Binsengeflecht mit breitem Rand und niedrigem Kopfe getragen. So gingen noch zur Reformationszeit die Bäuerinnen zur Arbeit in Feld und Wald. Auch in Bürgerkreisen bedienten sich die Frauen des Kopftuches, doch ordneten sie dasselbe immer kunstreicher gefältelt und gesteift über ein Drahtgestell, sodaß schließlich im 16. Jahrhundert die Linnenhaube daraus wurde, die im 16. und in der Mitte des 17. Jahrhunderts in einzelnen Städtchen Süddeutschlands ganz gewaltige und komplizierte Formen annahm, deren Verbreitung aber beschränkt blieb. Dagegen erfreute sich in Stadt und Land die schlichtere Stirnhaube, die sich glatt um den Kopf legte, großer Beliebtheit. Die Stirne bedeckte sie mit einem schirmartigen Vorstoß, der oft bis an die Augenbraunen herabreichte. Über dem Hinterkopfe schwoll sie der dortlagernden Haarmasse entsprechend auf. Auf der unteren Kante des Hinterteiles war ein schmales Tüchlein befestigt, das man nach vorn um das Kinn legte und auf der anderen Seite mit einer Nadel feststeckte. Später verschmälerte sich das Tüchlein und wurde zum einfachen Streifen, zum Band, das die Haube unter dem Kinn festhielt. Es ist hier nicht Raum all die Umwandlungen zu verfolgen, die diese Haube durchmachte und die Herkunft der zahllosen Nebenformen zu bestimmen, die später in den Volkstrachten gebräuchlich waren. Denn auch hier hatte sie ein weites Reich. Wir finden sie gegen Norden bis ins „blaue Ländchen" am rechten Mainufer zwischen Frankfurt und Wiesbaden, gegen Osten als hohe Haube in Thüringen, während sie am Lech der Dachauerhaube und der Riegelhaube weichen mußte, die im Gegensatz zu der schlichten „Nebelkappe" mit Gold und Flitter überladen war. Im Unterelsaß, wo die „Nebelkappe" noch um 1800 ebenso verbreitet war, wie in der Pfalz, wurde sie immer mehr durch den Elsässer Schlupf verdrängt.

Im Saargau, im Moselland [1]) und in der Neckarpfalz [2]) treffen wir fast dieselbe Form wie in der Pfalz. Die Hauben sind ein treffliches Beispiel dafür, daß die Volkstracht nicht kritiklos ihre Vorbilder

[1]) Wrede, Abbild. 28.

[2]) Abb. 5.

aus der großen Mode nachahmte, sondern sie ihren Bedürfnissen anpaßte und mit schöpferischer Kraft umgestaltete.

Auch die **Nebelkappe**, wie sie in der Pfalz getragen wurde und von Dorf zu Dorf oft mannigfache Abweichungen zeigte, ist aus den Abarten der Stirnhaube hervorgegangen, die im 16. Jahrhundert in ganz Süddeutschland bis ins Thüringische hinein die beliebteste und zierlichste Kopfhülle war. Sie tritt örtlich entschiedener auf wie die männlichen Kopfbedeckungen und war für bestimmte Gegenden charakteristisch.



Nebelkappe (Westrich). Ziehhaube (Südpfalz). Fächerhaube (Glan, Alsenz). Kugelhaube (Lothringer Grenze).

Abb. 3. Haubenformen.

Die schönsten Hauben dieser Art waren blütenweiß, nur selten geblümt und eng um das Haupt geschmiegt, wie sie im Wasgau, in der Haßlocher Gegend, im Oberland und als „Bippe“ oder „Betsch“ im mittleren Westrich getragen wurden. Die weitere Entwicklung lag in einer Veränderung des beutelartigen Aufsatzes über dem Hinterhaupte (Kammfuteral), der strichweise seine Form vergrößerte. Schon im nördlichen Westrich verbreitete er sich etwas. Die Nebelkappen waren dort blau gestärkt und zuweilen mit Spitzen besetzt. In der Südpfalz erhöhte sich der Aufbau helmartig und bestand bei der „**Zieh- oder Bindehaube**“, der feinsten und zierlichsten Haube, aus weißer, höchstens etwas gebläuter Mull, Gaze und Musseline und war besonders an der Hinterwand reichlich mit feinen Spitzen besetzt und gestickt, aber ganz ohne Bänder und Flitter. Innerlich war sie mit Baumwolle wattiert. Gewöhnlich wurde sie nicht ohne Hilfe behutsam auf eine Unterhaube aufgesetzt, damit die feine Fältelung nicht verdrücke. Nur zum Kirchgang und bei festlichen Gelegenheiten wurde sie getragen. Ähnlich finden wir sie im nördlichen Westrich, wo sie „Flätscherhaube“ oder „Schlapperkappe“ hieß.

In ihren einfacheren Formen nannte man sie auch „Saumagen“, „Betz(el)“, „Schwartemagen“. So wurde sie von ärmeren älteren Frauen und Werktags getragen, wozu sie aus braunem oder blauem, der Elsässer Grenze zu aus schwarzgetüpfeltem Kattun hergestellt wurde. Unter dem Kinn wurden diese Nebelkappen, wenn überhaupt, mit nicht auffallenden und einfachen Bändern geknüpft. Nur im elsässischen Grenzlande trugen die jungen Frauen leichtgebläute Nebelkappen mit breiten Bandschlüpfen unter dem Kinn und langen bunten Schleifen, die über den Rücken herabfielen. Die jungen Mädchen von Steinselz liebten statt der Hauben hohe, bändergeschmückte Kämme. Am Glan, an der Nahe und Alsenz finden wir fächerartig aufgebaute Nebelkappen. An der Lothringer Grenze vom Blieswinkel bis gegen Pirmasens zu war die mächtige „Lothringer Haube“, eine Kugelhaube von feiner weißer Leinwand, üblich. Sehr schlicht dagegen waren die enganliegenden schwarzen Taft- oder Atlashauben mit Bändern, wie sie in der Kuseler Gegend gebräuchlich waren.

Während der Sommerarbeit trug man strichweise überhaupt keine Hauben, sondern die heute noch üblichen kleidsamen weißleinenen Kopftücher, die man unter dem Kinn knotet und den spitzen Zipfel über den Rücken fallen läßt. Im Westrich kommt der Schlupf auf den Kopf.

Erst mit dem 14. Jahrhundert, als man die das Haar verdeckenden Kopfhüllen ablegte, kam die Haartracht wieder zu ihrem Rechte; man ließ damals das Haar in seiner ganzen Länge über den Nacken herabfallen, entweder offen, oder in 2 Zöpfen. Ebenso einfach ließen auch die Mädchen in der Pfalz das lose gewundene Haar als „Haarklitsche“ über den Rücken herabgleiten oder flochten zwei dicke lose Zöpfe, wobei sie Löckchen auf ihre Wangen hängen ließen. Die Frauen bargen ihr Haar unter dem Kammfutteral der Nebelkappe.

Als Halsschmuck trug man Sonntags ein schlichtes schwarzes Seiden- oder Samtband, eine Korallen- oder Granatschnur mit goldnem Schloß. In katholischen Gegenden trug man ein silbernes oder goldenes Kreuz auf der Brust.

---

# Die wichtigsten Trachtentypen.

## I. Die Feiertagstracht der Männer (Abb. 1)

bestand in dem langen dunkelblauen Rock mit stehendem, später umgelegten Kragen, mit breiten Ärmelaufschlägen und übersponnenen oder neusilbernen Knöpfen. Er wurde mit einer



Abb. 4.

Feiertagstracht der Burschen (Südpfalz). Mädchen aus dem Queichgau.

Hafte oder Schlinge zusammengehalten, da die mit Seide umnähten Knopflöcher blind waren. Darunter schaute das ebenfalls tiefblaue Kamisol und unter diesem wieder die blaue oder rote Weste mit einer Reihe metallener Knöpfe und einem niedrigen Stehkragen hervor. Den weißen, nicht gesteiften Kragen sehen wir von einem schwarzen Halstuch lose umwunden.

Kniehosen aus weißem Hirschleder oder schwarzem Tuch, die mit den weißen Strümpfen unter dem Knie zu einem Wulste gewickelt sind, Schnallenschuhe und der Dreispitz, der bei Hochzeiten und Kindtaufen mit der Breite, bei Beerdigungen mit der Spitze nach vorn getragen wurde, vervollständigen die Tracht.

Diese Feiertagstracht finden wir mit den oben näher erörterten geringen Abweichungen durch die ganze Pfalz und ähnlich im Unterelsaß, in der badischen Pfalz bis hinauf ins „blaue Ländchen“ und ins Rheinland.

## II. Die Feiertagstracht der Burschen (Abb. 4)

bestand aus der pelzverbrämten runden Mütze von grünem Samt, aus einem kurzen blauen Tuchwams mit stehendem Kragen und zwei Reihen Stahlknöpfen, das bis zur Hüfte reichte, einer buntfarbigen doppelreihigen Weste, deren obere Knöpfe offen gelassen wurden. Die hirschledernen Kniehosen waren bald den dunkelblauen oder grauen Tuchhosen, deren Außennähte mit Stahlknöpfen dicht besetzt waren, gewichen. Um den Hemdkragen wurde ein schwarzes Halstuch geschlungen. Die örtlichen Abweichungen waren im allgemeinen bedingt durch die Menge und Größe der Knöpfe an Hosen und Wams. Besonders zahlreich waren sie in der südlichen Pfalz.

Dieselbe Tracht finden wir im unteren Elsaß und auf der badischen Rheinseite (Abb. 5), besonders westlich von Offenburg; nur haben sich hier die Kniehosen länger gehalten, wie in der Pfalz und im Elsaß.

## III. Über die männliche Werktagstracht

ist wenig zu sagen. Nach ihren Bestandteilen, nach Form und Zuschnitt war sie der Feiertagstracht gleich und unterschied sich von ihr höchstens durch Güte und Farbe des Stoffes. Als Kopfbedeckung wurde neben Schlapphut, Zipfelmütze (Lothringer Grenzland), Pelzkappe, später auch die hohe Schirmmütze („Schneppekapp“) getragen, die wir auch im Rheingau finden und die später alle anderen Kopfbedeckungen verdrängte. Der lange Rock ins Leinene oder Wergene übertragen, „eingebännelt“,

und mit beinernen Knöpfen versehen, hieß „Schek“ im Westrich, „Zwillichmutzen“ in der Südpfalz. Hosen und Wams wurden gewöhnlich beim Schneider aus gleichem Stoff bestellt. Je nach der Jahreszeit wurden sie in Leinen, wergenem oder Wolltuch und mit beinernen oder übersponnenen Knöpfen getragen. Die blaue Farbe war auch hier die bevorzugte, wenn man die Kleidungsstücke nicht naturfarben ließ. Später stellte man sie meist aus „Kümmel und Pfeffer“ (Leinen mit braunem Baumwolleinschlag) her. Statt der Schuhe kamen allmählich Stiefel in Aufnahme, die aber nicht gewichst wurden. Bei der Arbeit sind die „Holzklumpen“ sehr beliebt ihrer Haltbarkeit und Billigkeit wegen. In den 60er Jahren drang der weite blaue Leinenkittel mit dem Brustschlitz in die Bauerntracht ein, der zum Gewande der Metzger, Küfer und reisenden Händler wurde. Er wurde „Licher (Lütticher) Kittel“ genannt.[1])

## IV. Die weibliche Feiertagstracht (Abb. 1)

Wie wir gesehen haben, bedeckt an Feiertagen die kostbare und doch so schlichte, schneeweiße Ziehhaube oder Nebelkappe aus feingefältelter Gaze, Mull oder Musseline mit Spitzen und Stickereien verziert, das Haupt der Bäuerin. Über ihre örtlichen Verschiedenheiten wurde oben ausführlich gesprochen. Das weibliche Oberkleid bestand aus dem kurztailligen Mützchen von dunklem Tuch oder großgeblümten Kattun und dem vielfaltigen Rock von ebenfalls dunkler, aber auch roter und gestreifter Farbe. Darunter wurde ein Schnürleibchen aus weißer oder gestreifter Leinwand getragen, das mit einem Wulst am unteren Rand den Rock und Unterrock aus dunklem Stoff mit hellblauem Bande verziert festhielt. Durch diese „Leibelwurst“ erhielt die Gestalt etwas Stämmiges. Über das Mützchen wurde ein geblümtes Halstuch auf der Brust kreuzweise zusammengelegt oder auf dem Rücken geknüpft. Jüngere Mädchen

[1]) Im Rheinland, wo er sich seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts verbreitete, nennt man ihn Brabanter Kittel, weil er wohl aus Brabant ins Rheinland und weiterhin kam (Wrede S. 53). Auf diesem Weg mag er auch in die Pfalz eingedrungen sein, Zeit und Name würden dazu stimmen.

gingen oft hemdärmelig mit bunten Leibchen oder mit nestelverknüpften Miedern. Ein breiter, faltiger Schurz aus hellgeblümtem Kattun oder buntschillernder Seide bedeckte den Rock, weiße Strümpfe mit Zwickeln über den Knöcheln und spitze Schnallenschuhe machen die Tracht vollständig.

Im Allgemeinen kleiden sich ältere Frauen schwarz oder wenigstens dunkel, auch in Schürze und Halstuch. Jedoch herrschen im Süden der Pfalz allgemein lebhaftere Farben vor, selbst bei älteren Frauen. Die Hauben werden von breiten Bandschlüpfen unter dem Kinn zusammengehalten und bunte Schleifen hängen den Rücken herab. Ob die konfessionellen Gründe — die südlichere Gegend ist vorwiegend katholisch — in der Weise mitspielen, wie Schandein und Becker annehmen, ist fraglich. Wahrscheinlich handelt es sich um elsässische Einflüsse, die bei der früheren engen politischen und wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit ja leicht verständlich sind. Auch ethnologische Gründe können maßgebend sein, da gerade in der Südostpfalz die alemannischen Einflüsse stark vorherrschen, was sich auch in der Mundart kundgibt.

In ihren Grundzügen finden wir dieselbe Tracht auch in der Neckarpfalz (Abb. 5), im Saargau bis ins Rheinland.[1])

## V. Über die weibliche Werktagstracht (Abb. 4)

ist nicht viel zu sagen. An Stelle der teueren Ziehhaube und Nebelkappe trat die blaue oder braune, oft getüpfelte Kattunbätze oder das weißleinene Kopftuch. Ein enganliegendes vorn verschnürtes Leibchen, ein halbleinener Unterrock, ein kurztailliges Jäckel und ein faltiger Oberrock aus gefärbter Leinwand oder gedrucktem Kattun, darüber ein kleines, weißkattunenes Halstuch und eine einfache Schürze war die Tracht, die in Schnitt und Bestandteilen also der Feiertagstracht gleich war.

[1]) Wrede S. 54—56, Abb. 28.



Abb. 5. Volks-Trachten aus der Neckarpfalz um 1820.

# Das Schwinden der Pfälzer Volkstracht.

Die Gründe für das Schwinden der Volkstracht im Allgemeinen sind mannigfacher Art. Wirtschaftliche Verhältnisse spielen eine Rolle, wie die Ausdehnung des Verkehrs und die Umwandlung aus Agrikultur- in Industriestaat, welche Rose Julien[1]) ganz allein für das Schwinden der Volkstracht verantwortlich macht, wobei sie aber übersieht, daß die Volkstrachten vieler Gegenden schon im Schwinden waren, ehe die Industrie ihren Einzug hielt. Die Hauptursache (deren Folge erst die Ausbreitung der Industrie war) ist meines Erachtens ein endogener Faktor, nämlich die Änderung des Zeitgeistes seit der französischen Revolution. Das Volk ward inne, wie beschränkt sein Untertanenverstand war. Es fing an demokratischer zu denken, es wollte teilnehmen am politischen Leben und am Regieren. Es wuchs auch aus dem Zwang der vorgeschriebenen altväterlichen Tracht, aus der „Montur", wie der Pfälzer sagt, heraus. Jedes wollte sich kleiden nach der Art, die ihm am besten stände, wie man ja heute nach seinem individuellen Geschmack ohne aufzufallen anziehen kann, was man will, wenn man sich nur einigermaßen in den weitgesetzten Grenzen der großen Mode bewegt. Dort wo die Industrie sich ausbreitete, machte sich dieser demokratische — wenn man ihn so nennen will — Geist natürlich in erhöhterem Maße geltend, als in rein bäuerlichen Landstrichen, wo man fester zum Althergebrachten hielt und hält bis zum heutigen Tage.

Der Geist der neuen Zeit wehte mit der französischen Revolution vom Westen her zum Rhein und ergriff in erster Linie unsere Pfalz. Begrüßt wurde er, da er die vielen Herren verjagte und manches Gute mit sich brachte, von Freiheitsbäumen, die allenthalben aus der Erde wuchsen. Seit dieser Zeit begann in der Pfalz der Bruch mit dem Althergebrachten. Der Boden wurde gelockert zur Entwurzelung des Alten und Einpflanzung des neuen, wie Schandein schreibt. Es ging eine Sage im Pfälzer Volk, daß die Gespenster und Geister beim

---

[1]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XXII. S. 104.

Herannahen der Revalutionsheere aus unserer Heimat geflohen seien.[1]) Und mit dem Geisterspuk floh auch manches Gute und Schöne an Sitte und Brauch und auch die Volkstracht. Doch ging dies nicht von heute auf morgen. Denn das Landvolk hängt innerlich an dem von den Vätern Ererbten, selbst wenn es fortgeschritten erscheint. Es dauerte Jahrzehntelang, bis der revolutionäre Geist aus den Städten aufs Land kam und die Herzen des Volkes allmählich durchdrang. Doch er raubte uns manches viel eher wie unseren Nachbarn, auch unsere Volkstracht.

Das allmähliche Schwinden der Volkstracht läßt sich an Hand der Literatur sehr gut verfolgen. Der 1828 in Klingenmünster geborene August Becker schildert in seinem Werk „Die Pfalz und die Pfälzer", das er nach langjährigen Vorarbeiten 1856 zu schreiben begann, augenscheinlich die pfälzische Tracht in dem Zustande, wie er sie aus den 40er Jahren kannte. Er weiß noch von vielen Trachteninseln in der südlichen Pfalz, an der Lothringer Grenze, an Glan und Alsenz zu berichten, von denen Riehl, der Ende der 50er Jahre die Pfalz durchwanderte, nichts mehr vorfand. Deutlich beschreibt Becker den zersetzenden Eindruck der Stadt (S. 402): „Die Gaubauern um Landau können sich natürlich des Einflusses nicht entschlagen, den die Stadt auf Charakter und Sitte ausübt. Es ist so ziemlich alles nach Landauer Art zugeschnitten. Die Landhonorationen gebärden sich wie Landauer Bürger . . . Städtische Trachten, Sitten und Denkungsart haben sich besonders in den Haardtdörfern im Siebeldinger Tal und dem Queichtal Bahn gebrochen. Dort herrscht das „Manschettenbauerntum". Anders ist es noch von der Calmit an auf der Höhe und weiter übers Klingtal." Dort in der „alten Welt" wurden noch die alten Trachten getragen.

Wie gesagt, fand Riehl solche Trachteninseln nicht mehr. „Man kann weit laufen, bis man ein vollkommenes Ensemble von solcher alter Volkstracht beisammen findet," schreibt er (S. 232). Nur in den stillen abgelegenen Talgründen nordwestlich von Kaiserslautern gegen Kusel zu, in der Westricher

[1]) Riehl S. 57.

„Alten Welt“ traf er noch auf manchen Graukopf, der den langschößigen Schwabenrock aus Großvaters Zeit am Sonntag anzog, aber noch ganze Dörfer, wo die Frauen, die ja allenthalben die Tracht länger beibehielten, mit einem bunten, vorn mit Schnürnesteln geschlossenen Mieder aufs Feld gingen. In Haßloch fand er die Pelzkappe als Rest der alten Volkstracht. Er sieht das allzu rasche Schwinden der Volkstracht in der Pfalz als eine Folge des „Despotismus demokratischer Freiheit“ an, der nicht jedem Narren seine Kappe, sondern keinen ein originelles Kleid tragen läßt. Wie Riehl fand auch Schandein (S. 265) nur noch örtlich zerstreute, von älteren Leuten als Feiertagsgewand getragene Trachten. Doch waren diese lebendigen Beispiele nur noch äußerst selten zu finden. „Nur noch die Trümmer der Volkstracht sind uns verblieben“, meint er resigniert.

Am längsten hielt sich wohl die Volkstracht in Neuburg am Rhein und zwar ausnahmsweise beim männlichen Geschlecht, eine Erscheinung, die mir auch aus dem Nördlinger Ries bebekannt ist. Wie zäh die Bewohner dieses Dorfes, das früher auf dem rechten Rheinufer lag, am Alten festhingen, geht daraus hervor, daß sie noch bis in die jüngste Zeit die Stoffe für ihre blauen Linnenhosen aus Rastatt bezogen.[1])

Wenn Hottenroth noch im Jahre 1898 angibt (S. 87), daß man im Westrich Leute fände, die noch ein leidlich ganzes Kostüm nach altem Zuschnitt auf dem Leibe hätten, daß man hier den Filzhut in dreierlei Form (Rundhut, Nebelspalter, Dreimaster) und den langschößischen Rock, wie die Nebelkappe und bunte Mieder dort sehen könne, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob er dies aus eigener Anschauung oder von Riehl weiß, da er auf jede Quellenangabe verzichtet. Um diese Zeit ruhten die alten Trachtenstücke, wenn sie überhaupt noch vorhanden waren, schon in Truhen und Schränken, wo sie zum Gedächtnis an den Träger aufbewahrt wurden. Bei den Lebenden waren sie im Allgemeinen verdrängt durch moderne Kleidungsstücke.

[1]) Riehl S. 225.

# Literatur.

Hottenroth, Deutsche Volkstrachten vom 16. Jahrhundert bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, 3 Bände. Frankfurt a. M. 1898.

Spieß, Die deutschen Volkstrachten, Leipzig 1911.

Gerdes, Geschichte d. deutsch. Bauernstandes, Leipzig 1910 (S. 44—51 ff.).

Wrede, Rheinische Volkskunde, Leipzig 1919, S. 50—60 (Trachtenwesen).

---

Becker, August, Die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858.

Schandein, Die Volkstracht der Rheinpfalz, Bavaria IV (S. 233—276), München 1867.

Riehl, Die Pfälzer, Stuttgart und Augsburg 1858.

---

Gundelwein, Der Billigheimer Purzelmarkt, Zweibrücken 1909.

Häberle, Pfälzische Volkstrachten aus der Zeit des 30jährigen Krieges, Pfälz. Museum XXX. S. 82.

Heeger, Fritz, Pfälz. Volkstum „Frankenwarte" VII, (1919) Nr. 38.

Laugel-Spindler, Trachten und Sitten im Elsaß, Straßburg 1902.

Wolff, Volksleben an der oberen Nahe (I. Haus, Tracht, Tagewerk), Zeitschrift d. Ver. f. Volkskunde XII, S. 308—316, Berlin 1912.

# Die Spinnstube.

Das Schwinden der Volkstrachten und der Spinnstuben geht Hand in Hand. Als einmal der Bauer auf den Spruch:

„Selbst gesponnen, selbst gemacht
Ist die beste Bauerntracht"

nichts mehr hielt, als er den Flachs nicht mehr selber baute, als dieser nicht mehr von Frauen und Mädchen zu Garn gesponnen und vom Kleinhandwerk weiter verarbeitet wurde, als die Industrie ihre billigen Erzeugnisse auf den Markt warf, hatte für beide das Sterbestündlein geschlagen. Die alte traute Spinnstube, die Pflegestätte von Volkslied und Sage, von Volksglauben und Brauch, der Mittelpunkt der geselligen Winterunterhaltung im Dorf, sie ist längst nicht mehr.

Ähnlich wie von der Tracht, weiß Schandein (S. 363) von ihr zu berichten: „Sie besteht noch in den Bergwinkeln des Westrichs, jedoch zerstreut in der Ostpfalz." Indessen fristete sie ihr Dasein an einzelnen Orten fort bis in die 90er Jahre.

Wenn der Hanf gebrochen („gedulft") war, begann gleich nach Allerheiligen oder Martini die Spinnstube, auch Rocken- oder Kunkelstube genannt. Nur Samstags wurde nicht gesponnen, weil es viel Hausarbeit zu tun gab oder, wie man meinte, weil sonst der Gottseibeiuns am Sonntag haspelte.

Nach dem Abendessen versammelte sich die weibliche Jugend zum Spinnkranz, heute hier, morgen dort, sodaß man wöchentlich zwei oder dreimal in fremden Häusern war. Die geräumige Stube war erhellt durch Öllicht, Unschlittkerzen oder im Holzland durch brennende Spähne, die in einem Lichtstock staken. In der Mitte der Stube saßen die Spinnerinnen mit ihren „Schleiffsteinchen" (in die Höhe gebaute Spinnrädchen mit

Elfenbeinknöpfen) um die Großmutter herum, die hinter ihrem alten „Schubkarch" saß, wie man die roh gearbeiteten, auf dem Boden hingestreckten Spinnräder nannte. Kaum wurde ein Mädchen aus der Schule entlassen, so bekam sie ihr Spinnrädchen. Sie mußte sich neben die Großmutter setzen und durfte zunächst nur Werg spinnen. Dies war eine schwierige Arbeit, bei der es viel zu „knoddeln" gab. So lange ein Mädchen noch „Werk plicken" mußte, durfte es fremde Spinnstuben nicht besuchen, denn es war noch eine „Rotznas" und brauchte noch keinen „Borsch".

Wo die „Mäd" sind, fehlen die „Borsch" nicht. So bald sie mit ihrer Arbeit fertig waren, kamen sie in die Spinnstube. Und nun ging es an mit Scherzen und Schnurren, daß die Mädchen kicherten und unversehens der Faden riß. Aber darauf waren die Borsch aus „wie de Deifel uf e armi Seel", sie raubten den Rocken oder die Spule und die Mädchen mußten sie mit einem Kusse wieder einlösen. Mancher mag da mit der Schere nachgeholfen haben, wenn der Faden der Liebsten garnicht reißen wollte und manchem Mädchen riß der Faden nicht ohne Zutun. Auch Schurz- und Strumpfbänder wurden unbemerkt gelöst und gegen die gleiche Belohnung zurückgegeben. So verlangte es die gute alte Spinnsitte und Mädchen, die sich dagegen verstießen, mußten die Stube verlassen. Nur die Großmutter blieb von solchen Scherzen unbehelligt, so oft auch der Faden riß.

Bald erklangen die trauten Lieder, die so traurig sind und doch das Herz so froh machen, die singen von Scheiden und Meiden, von Liebeslust und -leid, die Lieder in denen das Volk lacht und weint. „Schönster Schatz, mein Augentrost", „Es welken alle Blätter, sie fallen all auf mich", „Wo ist denn das Mädchen, das mich so gern hat", „Es wollte sich einschleichen ein kühles Lüftelein", „In der schönen Jugendzeit hab ich mir ein Schatz gefreit" und andere schlichte Volksweisen, von denen das Pfälzer Volk einen unerschöpflichen Schatz besitzt. Dann und wann griff auch der Großvater, der hinter dem Ofen saß und seinen Ulmer Kloben rauchte, zu der Gitarre und sang sein Leiblied, das „Riraritzelche", „'s Haisel am Rhein" oder „Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr".

Die Großmutter wußte manch alte Sage zu erzählen vom Kaiser Barbarossa in Lautern und auf dem Trifels, vom Teufelstein, von versunkenen Glocken und vergrabenen Schätzen, von alten Rittern und Gespenstern, von Hexen und vom Letzebetzel,[1]) daß es die Mädchen oft gruselte und sie froh darum waren, daß sie auf dem Heimweg ihren Borsch bei sich hatten, der ihnen das Spinnrädchen trug und die Gespenster verscheuchte. Wenn die Großmutter aber anfing vom Liebeszauber in der Andreasnacht zu erzählen, dann spitzten die Mädchen die Ohren. Manches von ihnen mag, wenn der Mond übers Dach stieg, mit der großen Zehe dreimal den Bettstollen in ihrem Kämmerlein berührt und gesprochen haben:

„Sei mir gegrüßt, du holder Abendstern!
Ich seh dich jetzt und allzeit gern.
Wenn der Mond scheint um die Eck,
Meinem Liebsten aufs Bett,
Laß ihm nicht Rast, laß ihm nicht Ruh,
Daß er zu mir kommen tu!“

Ob der Herzallerliebste jedesmal kam, wissen wir nicht.

Gegen 8 Uhr wurde eine Pause eingeschaltet. Die jungen Leute gingen „lauschtere“ oder „uff die Schnorr“, d. h. sie gingen durch das Dorf, lauerten an den Fensterläden, spielten dem oder jenem einen „Duck“ und freuten sich an allerhand mehr oder weniger harmlosen Spässen, bis sie ausgefroren wieder zurückkamen.

Unterdessen hatte die Großmutter Obst und Brot bereitgestellt, das unter mancherlei Scherzen verzehrt wurde. Man versuchte, wer eine „Heiratsschale“ zusammenbringe, d. h. wer den Apfel vom Krutzen bis zum Stiel schälen könne ohne die Schale abzureißen. Manchmal mußte auch „'s Schimmele in de Keller raide“ und Wein und Most heraufbringen, der zur Erhöhung der Stimmung beitrug. Angeregt erzählten die Burschen allerhand Neckschnurren, die schallende Heiterkeit auslösten.

Manchmal wurden auch die Stühle weggerückt und

[1]) So nannte man das „Druckmännchen“ in der südlichen Pfalz. Darin spiegelt sich die Vorstellung wider, daß der Alb seine Kopfbedeckung („Bätz“) verkehrt („letz“) aufhat.

ein Tänzlein probiert. „Willewillewick mei" Fra is krank", „Uff de Höh, do wachst de Klee, Fuder fer mei" Gailche", „Zum Zelleresalad, zum Zelleresalad, un wann ich die Dochder nit krieg, heirat ich d' Mad", „Solang die Baueremädle Schtrippjacke trage", „Wenn die Birkweiler Mischt nausführen . . . ." und andere alte Weisen begleiteten den Tanz einiger Paare. So ging es fort, bis der Nachtwächter elf, ja manchmal zwölf Uhr rief. Da nahmen die Borsch ihre Mäd und führten sie heim, das Spinnrädchen unterm Arm.

Bis Maria Lichtmeß dauerte dieses frohe Treiben in den Spinnstuben. Dann wanderten nach dem Spruche:

„Lichtmeß,
Spinnvergeß,
Bei Dah zu nacht eß,"

die Spinnrädchen wieder in die Dachkammer und hatten Ruhe bis zum nächsten Herbst. Doch in der Walpurgisnacht wurde manchem Mädchen ein „Maien" in Gestalt einer lichtgrünen, jungfräulichen Birke vors Haus gesteckt, als sichtbares Zeichen, daß die Spinnstubenliebe nicht mit dem Rädchen auf dem Boden schlief und verstaubte.

---

## Literatur:

Schandein, Volkssitte der Rheinpfalz, Bavaria IV, München 1867, S 362 u. f.
Grenz, Ensheim vor 60 Jahren, Forbach 1894, S. 13 u. f.
Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach, Kaiserslautern 1902, S. 37.
Becker Aug., Die Pfalz und die Pfälzer, Leipzig 1858, S. 468.

# Anhang.

## Ein zeitgeschichtliches Zeugnis über die pfälzische Volkstracht.

„Der Wohlstand der Einwohner, den keine Hofedienste, wie im Preußischen, drücken, ist vorzüglich in ihrer Tracht sichtbar. — Die Männer schreiten ehrbar in guten Tuchröcken, mehrenteils von lichtblauer Farbe daher, mit einem dreieckigen Hut, ledernen Hosen, und einem Gürtel unter den Knieen, zum Halten der Strümpfe, die darüber gekrämpt werden. Die Mädchen kleiden sich nett, gehen mehrenteils wie in Norddeutschland die vornehmern Bürgerstöchter, in Kontuschen. Wenn sie auf dem Felde arbeiten, so haben sie statt der Strohhüte einen Tuch über den Kopf geschlagen. Sie sind mehrenteils hübsch; viele von ihnen können sogar auf Schönheit Anspruch machen".

Aus „Reminiszenzen aus dem Feldzuge am Rhein in den Jahren 1792 bis 1795".[1])

---

[1]) Vorstehende Zeilen sind aus einem alten Buche im Besitze H. Heinr. Kohls entnommen. Die Gegend, auf die sich die alte Tracht bezieht, ist die von Alzey oder Billigheim. Denn diese beiden Gebiete hat der Verfasser besucht.

